



Layla
AlAmmar

Das
Schweigen
in mir

ROMAN

ÜBERSETZT VON
Yasemin Dinçer

GOYA

Leseprobe

Eine Art zu lesen
Eine Art zu fliegen

GOYA

Das Buch

Eine junge Frau blickt aus ihrem Wohnzimmerfenster auf die kleinen Dramen, die sich in ihrer Nachbarschaft abspielen, und beobachtet alles: Streitereien, Sex, glückliche und unglückliche Familien. Nur ihr eigenes Leben fühlt sich an, als hätte jemand die Stopp-Taste gedrückt. Nachdem der Bürgerkrieg in ihrer syrischen Heimat ausbrach, ist die Journalistin nach Europa geflüchtet. Seit ihrer Ankunft in England fühlt sie sich isoliert und mit antimuslimischen Vorurteilen konfrontiert. Gezeichnet von den Kriegstraumata verstummt sie. Dafür beginnt sie zu schreiben – über den Arabischen Frühling, den syrischen Bürgerkrieg, die Fluchterfahrung und die Einsamkeit im Exilland. Als ein Fest der nahe gelegenen Moschee von Rassisten überfallen wird, muss sie sich entscheiden: Bleibt sie stumme Beobachterin oder zeigt sie Haltung?

Mit brillanter, poetischer Sprache erforscht Layla AlAmmar die Bedeutung von Heimat und kultureller Identität.

Die Autorin

Layla AlAmmar wuchs zweisprachig als Kind einer US-amerikanischen Mutter und eines kuwaitischen Vaters in Kuwait auf. Sie studierte Kreatives Schreiben an der Universität Edinburgh. Sie hat u. a. in *The Evening Standard* und im *Aesthetica Magazine* veröffentlicht, bei dessen Creative Writing Award sie 2014 Finalistin war. Im Jahr 2018 war sie beim Small Wonder Short Story Festival tätig. Derzeit lebt Layla AlAmmar in Großbritannien, wo sie über arabische Frauenliteratur promoviert. *Das Schweigen in mir* ist ihr zweiter Roman.

Die Übersetzerin

Yasemin Dinçer studierte Literaturübersetzung in Düsseldorf. Sie hat unter anderem Werke von Oyinkan Braithwaite, Leila Mottley, Paula McLain und Shirley Hazzard aus dem Englischen übertragen und war mehrfach Stipendiatin des Deutschen Übersetzerfonds. Heute lebt und arbeitet sie in Berlin.

Layla AlAmmar

Das Schweigen in mir

Aus dem Englischen
von Yasemin Dinçer

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
Silence is a sense
bei Harper Collins, London.

Das gleichnamige Hörbuch erscheint bei GOYALiT.
Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Besuchen Sie uns im Internet: www.goyaverlag.de

LITPROM
LITERATUREN
DER WELT
==

Die Übersetzung aus dem Englischen wurde mit Mitteln des Auswärtigen
Amts unterstützt durch Litprom e.V. – Literaturen der Welt.

Zitat »James Joyce, Ein Porträt des Künstlers als junger Mann«:
Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Friedhelm Rathjen
liegen beim Manesse Verlag, Zürich, in der Penguin Random House
Verlagsgruppe GmbH, München

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der GOYA Verlag dazu
entschieden, keine Plastikfolie zum Einschweißen der Bücher zu verwenden.



1. Auflage 2023
Deutsche Erstausgabe
GOYA Verlag © 2023 JUMBO Neue Medien & Verlag GmbH, Hamburg
Copyright © 2021 by Layla AlAmmar

Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Marcelo Marques Porto
Umschlagabbildung: [istockphoto.com/de/portfolio/lechatnoir](https://www.istockphoto.com/de/portfolio/lechatnoir)
Lektorat: Ingola Lammers
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Chaparral Pro
Printed in Germany
ISBN 978-3-8337-4424-2

Das Schicksal zerschlägt uns, als wären wir aus Glas,
und unsere Scherben werden nie wieder
zusammengefügt.

ABU'L-'ALA AL-MA'ARRI

Wenn die Seele eines Menschen in diesem Land geboren
wird, dann werden Netze nach ihr ausgeworfen, um sie
daran zu hindern, zu entfliegen. Du erzählst mir was von
Nationalität, Sprache, Religion. Ich werde versuchen, an
diesen Netzen vorbeizufiegen.

JAMES JOYCE

Als hätte die Welt aufgehört zu rufen,
als wären wir aufgetaucht
aus dem Strudel ihrer Forderungen,
in einer wilden Mischung aus Feigheit
und Mut, um anderen zu sagen:
»Ich wünschte, es gäbe dich nicht.«

KHALED MATTAWA

1 Mann-ohne-Licht

East Tower, dritter Stock, Wohnung zwei schaltet so gut wie nie das Licht an, insbesondere im Sommer, wenn die Sonne lange am Himmel steht und das Tageslicht ein träger Trödler ist und kaum Platz macht für die Nacht, ehe es schon wieder zurückkehrt. Er wechselt seine Kleidung, trinkt seine Softdrinks und Ciders und lässt Käse auf Toast schmelzen, ohne das Licht anzuschalten. Er schaut in den Regen, schaut Fernsehen, brütet über großen und kleinen Notizblöcken, masturbiert unter marineblauen und grauen Laken. Er telefoniert, räumt seine Chips und Instantnudeln in den Schrank, macht den Abwasch – alles im diffusen Licht der Sommerabende.

Er redet nicht mit mir, hat es noch nicht einmal versucht. Nicht, wenn wir uns in dem Waschraum die Straße hinunter begegnen, der von allen in der Wohnsiedlung genutzt wird, nicht in dem Laden an der Ecke oder in dem Café, wo er sich Eiskaffee und unverschämt teure Salate holt und mir beim Anblick der hausgemachten Eiscreme das Wasser im Mund zusammenläuft, ohne dass ich je welche kaufe. Vom Fenster aus schenkt er mir ein halbes Lächeln und ein Nicken, wenn er sich morgens ohne Oberteil oder schamlos ganz nackt wachkratzt. Aber er redet nicht, schaut nicht einmal richtig hin. Mir gefällt es, dass er nie mit mir redet. So ist es sicherer.

Er wuselt stundenlang in seiner Wohnung herum und entledigt sich dabei einer Energie, die auf mich manisch wirkt. Sein Zimmer ist nicht unordentlich, sieht jedoch bewohnt aus, mit Kleidern, Schuhen und Handtüchern, die überall verstreut liegen, und einem Bett, das kaum je gemacht ist. Ich selbst mache mein Bett auch nie, also verurteile ich ihn dafür nicht. Er räumt häufig um, nimmt eine Tasche aus einem Schrank und stellt sie in einen anderen, verrückt Möbel in sich überschneidenden Mustern, schiebt Schuhkartons aus einem Zimmer in das andere, als befände er sich stets im Prozess des Ein- oder Ausziehens. Unruhig, als würde er die Gestaltung seiner Welt nie ganz richtig hinbekommen. Er reiht Gegenstände neben der Tür auf, nur um sie ein paar Tage später zurück ins Schlafzimmer zu bringen.

Unter seinem Bett steht eine Kiste. Sie ist groß und braun, und er zieht sie einmal am Tag hervor. Er setzt sich auf den Fußboden und zerrt sie in seine Richtung, klappt den Deckel auf und wühlt eine Weile darin herum. Er holt Sachen heraus und legt sie wieder hinein, dann schiebt er die Kiste zurück an ihren Platz. Ich weiß nicht, was in der Kiste ist. Gelegentlich vertreibe ich mir die Zeit mit Raten. Ich sehe immer nur seinen schmalen Rücken und seine knöchigen Schultern, also stelle ich mir manchmal vor, in der Kiste befände sich Make-up, mit dem er sich heimlich schminkt. Ich stelle mir dicken schwarzen Kajal um seine Augen vor, dazu schimmernden Lidschatten und rubinrote Lippen und Wangen, und wie er sich in einem kleinen Handspiegel bewundert, den ich nicht sehen kann. Manchmal denke ich, vielleicht stecken Erinnerungen an vergangene Beziehungen darin – abgerissene Kino- und

Konzertkarten, zurückgelassene Parfumflakons, aus denen er sich die Innenseiten seiner Handgelenke besprüht, um den ganzen Tag nach ihr zu riechen, oder womöglich ein T-Shirt oder eine Unterhose, an der er in der Stille eines späten Abends schnuppert. Manchmal denke ich, es könnte ein geliebtes Haustier sein, ausgestopft und verborgen in der Kiste, um es niemals gehen lassen zu müssen. Ich mag dieses Ratespiel, aber die Wahrheit ist: ich weiß es einfach nicht.

Ich habe auch eine Kiste. In meinem Kopf. Darin steckt alles, was zu viel ist, keinen Sinn ergibt. Bilder und Geräusche und Gerüche und Texturen versauern in Kisten, vollgestopft und verborgen, gestapelt in einem Raum meines Geistes. Sie füllen die Ecken aus, wachsen höher und höher, Kiste um Kiste, bis zur Decke. Von Zeit zu Zeit wölbt sich und wogt der Raum wie ein Bauch in den Wehen. Scharfe Kanten stechen in mein Bewusstsein. Dort ist es kaum jemals ruhig.

Im Wohnzimmer steht eine alte ramponierte Truhe, die ihm als Sofatisch dient. Darauf rollt er seine Joints, zieht dafür grüne Flusen aus einer Plastiktüte, denen er Tabak aus einem großen Umschlag untermischt. Die Mixtur legt er in einer ordentlichen Linie auf die Falte des Papiers, rollt und rollt, bis er den Rand zum Versiegeln ableckt und das Ende zusammendrückt. Er raucht auf dem Balkon. Er lässt die Beine durch die kalten Stäbe aus Stahl und Eisen baumeln, beobachtet den Himmel oder die Sterne oder auch die Leute in meinem Hochhaus und raucht. Die Joints spült er mit kräftigen Schlucken Bier hinunter, und danach raucht er eine Reihe normaler Zigaretten, und manchmal liege ich nachts im Bett und

sehe drüben nichts als das Aufflammen eines Feuerzeugs oder eine orange Spitze, die in der Dunkelheit brennt, und dann fühle ich mich nicht mehr so einsam.

Wenn er eine Frau zu Besuch hat, schaltet er das Licht an. Frauen werden nervös, wenn man sie zu lange im Dunkeln lässt. Wenn er eine von ihnen zu Hause empfängt, ist die Wohnung erleuchtet wie an Weihnachten – helle Deckenlampen, weiches Licht auf Beistelltischen, jene kleinen künstlichen Kerzen, die bei Restaurants und Cafés so beliebt sind, weil man damit ein, zwei Pfund mehr für die Pasta oder den gemischten Salat in Rechnung stellen kann.

Ich male mir aus, wie er seine Frauen in jene Art von Restaurants ausführt, Läden mit flackerndem Licht und Hauswein, der so gut ist, dass sie ihn nicht für knauserig hält, wenn er ihn bestellt, die Namen tragen wie *Piccola Cucina* und *Cucina Vittoria*, sodass er sie beeindrucken kann, wenn er ihr erklärt, *Cucina* heiße auf Italienisch »Küche« und dies bedeute, das Lokal sei rustikal.

2 Der Dad

South Tower A, zweiter Stock, Wohnung drei. Der Dad vergisst ständig seine Karte, als würde er sich nach einer Zeit zurücksehnen, als Türen noch mit echten Schlüsseln geöffnet wurden, und könnte sich nicht an diese neue Realität gewöhnen, in der er sich nun wiederfindet. Ich habe eine andere Haustür – mein Gebäude ist älter und nicht renoviert, anders als die neuen, die überall in der Gegend aus dem Boden schießen –, dennoch kann ich ihn, zumindest was diese eine Sache angeht, gut verstehen. Er ruft dann nach den Kindern, meistens am Telefon, aber wenn es Freitagabend und er betrunken ist, auch einfach mit lauter Stimme. »Matt! Chloe!!«, schreit er, probiert einen Namen nach dem anderen, bis eins seiner Kinder die Balkontür aufschließt. Anscheinend funktioniert ihr Türsummer nicht, da er die Kinder jedes Mal auffordert, ihm die Karte hinunterzuwerfen. Meistens übernimmt es der Junge namens Matt. Jener schlaksige blonde Kerl, der seinem Vater kein bisschen ähnlich sieht, beugt sich dann vor und schleudert seinen Arm einmal, zweimal und dann noch einmal nach vorn, ehe er loslässt.

Die Karte flattert und segelt nach unten. Manchmal landet sie direkt vor den Füßen des Dads, worauf dieser den Daumen reckt, ehe er sich bückt, um sie aufzuheben. Manchmal schwirrt sie um seinen Kopf, und er schnappt

nach ihr wie ein Kind auf der Jagd nach Schmetterlingen. Manchmal landet sie in den dichten Hecken, die den Hof umsäumen, und er stößt eine Reihe von Flüchen aus, während er versucht, sie herauszufischen.

Wenn er dort unten schimpft, sodass seine *Scheißes* und *Fucks* in die Luft aufsteigen, sitzt Mann-ohne-Licht gelegentlich rauchend auf seinem Balkon, und dann verdreht er vor mir die Augen, ehe er entweder hineingeht und die Tür hinter sich zuzieht oder seinen Plattenspieler lauter stellt, um es zu übertönen. Der Dad flucht lange. Auch nachdem er es nach oben in die Wohnung geschafft hat, dringt seine Stimme aus ihrem Fenster herüber in meins, wenn er herumschreit über dieses beschissene Wohnhaus, und dass er die Karte nicht in seine Brieftasche zu seiner Bankkarte und seinem Ausweis stecken wolle, denn dort gehört ein Schlüssel nicht hin, Helen, und wieso musstest du auch unbedingt diese beschissene kleinkarierte Wohnung haben?

Die Mum der Kids ist im Gegensatz zu ihm leise und winzig. Ich glaube nicht, jemals ihre Stimme gehört zu haben. Vielleicht ist sie wie ich. Sie ist eine mausartige Frau, klein und unscheinbar, mit dünnem braunem Haar und großen blauen Zeichentrick-Augen. Beim Gehen hält sie den Blick gesenkt und die Schultern leicht nach vorn gebeugt, als wäre sie eingefroren in der Bewegung, sich selbst zu umarmen. Sie huscht überallhin – rasche Schritte zum Eckladen oder über die Straße, rastlos von einem Bein auf das andere tretend, wenn sie vor den Aufzügen oder an Fußgängerüberwegen wartet, als käme sie zu spät zu einer Verabredung, oder als würde jemand sie beobachten.

Manchmal sind auf ihr Handabdrücke zu sehen, lila Stellen von Fingern um ihren Arm oder ein Daumenabdruck an ihrem Schlüsselbein, und wenn sie mich beim Hinschauen erwischt, zieht sie den Kragen ihres Pullovers enger oder versteckt die Hände in den Ärmeln, und ich gebe vor, nichts zu sehen, und versuche, mir einzureden, das sei okay von mir.

Er, der Dad, hasst es, dass ich sie aus dem Fenster beobachte. Begegnen unsere Blicke sich, wenn er am Fenster steht oder auf dem Sofa sitzt oder Hemden von dem Wäscheständer in ihrem Wohnzimmer nimmt, schüttelt er den Kopf und macht eine Art von »Was?«-Geste: stoppliges Kinn, das trotzig nach vorn zuckt. Als würde ihm die ganze verdammte Wohnsiedlung gehören. In ihrem Gebäude befindet sich eine Ferienwohnung, Wohnung zwei im dritten Stock. Sie ist kaum je vermietet, und ich weiß nicht, ob es daran liegt, dass der Besitzer sie nicht mehr anbietet, oder weil es eine Bruchbude ist. Von meinem Fenster aus sehe ich lose Kabel aus der Decke baumeln und Flecken auf dem blassblauen Sessel sowie vor dem Fenster aufgereihte schmutzige Schnapsflaschen, die schimmern, wenn die Sonne in einem bestimmten Winkel auf sie fällt. Vor ein paar Monaten hat allerdings ein amerikanisches Paar dort gewohnt, vollbepackt mit Wander-rucksäcken, Reisetaschen und einem großen Koffer, auf dessen Anhänger KTM stand. Sie hatten etwas vor die Tür gestellt, um sie offen zu halten, während sie ihre Sachen hineintrugen, und der Dad, dem so der Weg ins Gebäude versperrt war, sah zu, wie sie an ihrem Kram schoben und zerrten. Er stand einfach nur da und blickte grimmig aus seinem hässlichen Gesicht mit der leuchtend roten Nase.

Er hielt weder die Tür auf, noch bot er seine Hilfe an oder begrüßte sie. Er stand einfach nur da, die Hände an den Hüften, grummelte und schaute böse, bis sie ihm Platz machten.

Er ist so ein Typ, der jemandes noch feuchte Kleidung aus dem Trockner nimmt und sie auf den Fußboden wirft, weil er seine eigene Wäsche für wichtiger hält.

3 Das alte Ehepaar

West Tower, vierter Stock, Wohnung vier. Meine Nachbarn sind ein altes Ehepaar, dessen Nachnamen ich mir nicht gemerkt habe. Ich glaube, dass er osteuropäisch ist, vielleicht jüdisch. Er, Tom, sieht aus, als wäre er einst kräftig gewesen, aber nun neigt er zu einer Seite, wenn er den Flur hinunterschlurft. Er ist stets sorgfältig gekleidet, trägt frische weiße oder beigefarbene Button-Down-Hemden und schwere Blazer zu gebügelten Hosen und glänzend braunen Schuhen. Bei ihm habe ich das Gefühl, dass sein makellostes Äußeres, die Tatsache, dass er immer so sauber ist, eine Art Abwehrmechanismus darstellt, ein Schutz vor Menschen, die ihm vorhalten könnten, er würde nicht hierhergehören und solle dahin zurückgehen, wo er herkomme. Er erinnert mich an einen Obdachlosen, der sich, nachdem er irgendwie das Kleingeld für den Bus zusammenbekommen hat, tadellos verhält, um nicht hinausgeworfen zu werden. Auf Toms großer Nase befindet sich ein dunkler Fleck, der nicht verschwindet, und der Mittelfinger seiner rechten Hand geht nur bis zum zweiten Knöchel.

Er war in einem Krieg, allerdings bin ich mir nicht sicher, in welchem. Das macht ihn nicht unbedingt zu etwas Besonderem, man zeige auf einen beliebigen Mann seines Alters, und die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass dieser in

einem Krieg gewesen ist. Es sind die Jüngeren, bei denen man es nie genau sagen kann – der Typ im Laden, der mit einer etwas zu steifen Körperhaltung die Brotauswahl begutachtet; die junge Mutter, deren Blick beim Warten auf den Bus pausenlos die Straße scannt; das kleine Mädchen, das zu schnell erschrickt, oder der Junge mit dem leeren Gesichtsausdruck.

Meine Nachbarn lassen ihre Fenster die meiste Zeit geöffnet – was für alte Menschen seltsam ist, sogar im Sommer. Zu Hause befand sich meine Großmutter in einem Dauerzustand des Beinahe-Erfrierens. Selbst an glühend heißen Julitagen hüllte sie sich in dicke Schals und wollene Strickjacken. Im Januar saß sie praktisch *in* dem Heizkessel, in dem wir Tee und Milch erhitzen. Baba brüllte sie dann an, sie solle aus dem Weg gehen, als wäre sie sein sechstes Kind anstelle seiner Mutter, und schüttelte den Kopf und murmelte etwas über die Sturheit der Alten, wenn sie sich weigerte.

Tom ist ruhig, aber sie schreit viel, ob gegenüber Menschen am Telefon, ihm oder dem Fernseher. Sie mag Quizshows, und ich höre sie dann rufen: »Hexenstunde«, oder: »Das ist *South of the Border*, Yutzil!« Der Fernseher läuft pausenlos, die Lautstärke hochgedreht. Ich schätze, er füllt den Raum aus, den früher einmal Gespräche einnahmen. Ich höre sie kaum miteinander reden, hauptsächlich erklingt bloß Werbung für Lebensversicherungen oder Putzmittel.

Tagen, tagaus bleibt ihr Leben unverändert, genau wie meines. Die Geräusche von Tee und Toast am Morgen, die Begrüßung des Fernsehers, auf dem die Nachrichten eingeschaltet werden, Gemurre von Tom über das Wetter –

oder zumindest nehme ich an, dass alte Männer darüber murren. Gegen Mittag fragt sie, ob sie einkaufen gehen sollen, tatsächlich verlassen die beiden das Haus jedoch nie vor zwei Uhr oder so. Danach Stunden um Stunden voller Quizshows. Das Abendessen besteht aus dem Klappern von Untersetzern und Töpfen, das meine Nerven dermaßen strapaziert, dass ich Kopfhörer aufsetzen muss, um dagegen anzukämpfen. An besonders schlimmen Abenden stecke ich mir Ohrstöpsel in die Ohren und werfe mich schwitzend und zitternd unter der Bettdecke hin und her, oder ich verlasse meine Wohnung und gehe hinunter in den Hof, um mich in die kühle Abendluft zu setzen. Irgendwann ist die Nacht dann vorbei, und alles fängt wieder von vorne an.

Sie ist zerbrechlich – Ruth, seine Frau. Wie ein Vogel, mit Armen wie Zweige und einem flackernden Blick, dem nichts entgeht. Ich mag sie nicht. Sie scheint ständig alles zu beurteilen. Im Aufzug nimmt sie mich von oben bis unten in Augenschein, als würde sie nach Abweichungen suchen, nach etwas, das anders ist als am Tag zuvor. Dieser prüfende Blick macht mich nervös. Ich weiß nicht, wonach sie Ausschau hält, oder auf welche Weise ich ihr unzulänglich erscheine. Sie murmelt Tom etwas darüber zu – wenn ich neben den beiden an den Briefkästen stehe oder im Gang bei Hasan's an ihnen vorbeilaufe, während sie sich über ihre schmerzenden Gelenke beklagen, über das Wetter oder darüber, dass sie vom gemähten Gras des Rasens Ausschlag bekommen. Sie sagt Dinge wie: »Da ist die Seltsame«, und er antwortet mit: »Warum ist sie seltsam?«, und sie sagt: »Na ja, selbst eine wie sie sollte Freundinnen haben.«

Die Sache ist die, wenn man nicht sprechen kann, gehen die Leute davon aus, dass man auch nicht hören kann.

Ich habe furchtbare Allergien, was ich jedoch erst feststellte, nachdem ich fortgegangen war. Irgendetwas an der eigenen Heimat kann einen gegen solche Dinge immun machen. Beim Wechsel der Jahreszeiten beginnen die Augen nicht zu tränen, die Nase verrät einen nicht, wenn der Wind dreht und die Pollenbelastung zunimmt, die Haut reagiert nicht auf das Kratzen des Staubs im Sommer oder die erstickende Versiegelung durch die Luftfeuchtigkeit.

Erst als ich durch Ungarn wanderte oder neben Bahngleisen in Griechenland kampierte, begann mein Körper, sich selbst anzugreifen. Es fühlte sich an, als würden Ameisen an meinen Augen picken, in meine Kehle und meine Nase hinaufkriechen. Meine Nasenlöcher verschlossen sich zum Schutz, als gäbe es tatsächlich Insekten, die versuchten, sich in meinen Kopf zu graben und an meinem Geist zu knabbern. Es gab dort ja auch genug Insekten, Würmer und Ameisen und Spinnen und Käfer und fliegendes Zeug, das um meine Ohren summt, und in meinen Träumen kamen sie wirklich herein, überall. Aber indem sie sich vor diesen vermeintlichen Eindringlingen schützten, erklärten meine Nasenlöcher auch dem Sauerstoff den Krieg, sodass Atmen zu einer Anstrengung wurde und meine Brust sich aus Protest verspannte. Mein Kopf tat dauerhaft weh, und bei allem, was meine Nase sich hereinzulassen weigerte, kannte sie keine Grenze, wenn es um das ging, was sie hinauszulassen bereit war.

Ein T-Shirt musste als überdimensionales Taschentuch herhalten. Ich versuchte, es sauber zu halten, aber meine Mittel waren knapp, und ich brachte es lediglich fertig, es alle paar Tage in den schmutzigen Fluss zu tauchen und es mir dann zum Trocknen um den Kopf zu wickeln – fest, wie meine Großmutter es immer getan hatte, wenn ihr der Kopf wehtat.

Meine Allergien blieben bestehen, während wir ein Land nach dem anderen durchliefen, bis wir nach Frankreich kamen, wo ich sechszwanzig Tage und Nächte lang meine Augen so stark kratzte, bis sie tatsächlich bluteten. Mein Zustand war so schlimm, dass ich an Tag vierundzwanzig oder fünfundzwanzig, während kleine Krabben über den Strand von Dünkirchen huschten, kurz darüber nachdachte, umzukehren. Könnte ich in England überleben, wenn mein Körper Krieg gegen sich selbst führte? Würden meine Nase, meine Augen und mein Hals sich schließlich an die neuen Lebensbedingungen gewöhnen, die ich vorzufinden hoffte? Wie anders konnte das Klima dort sein, jenseits der aufgewühlten, schäumenden See?

Ich würde niemals zurückgehen, aber ich begann mich zu fragen, ob es irgendeinen Ort auf der Welt gab, an den ich gehörte.

Diese Stadt, hier in der Mitte dieses Landes, hat aus meiner Geschichte eine Lüge gemacht. Es ist, als wäre ich hier geboren, so vollständig hat mein Immunsystem die Luft und das Grün, die Blüten und die Bienen akzeptiert. Jene Monate der juckenden Stellen, an die ich nicht herankam, des Nasenblutens und der undurchdringlichen Nasenlöcher erscheinen nun wie ein geringfügiges Ärger-

nis, und jene Nacht in Dünkirchen ist in die Schlupfwinkel meiner Erinnerungen versunken, gemeinsam mit all den anderen Abenden, an denen wahnsinnige Gedanken meinen Kopf ausfüllten.